

Einundzwanzigstes Kapitel,

worin einige alte Bekannte wieder zum Vorschein kommen und einige neue eingeführt werden.

Am folgenden Morgen, es war Samstag, begab ich mich der mit der Tante getroffenen Vereinbarung gemäß, nach Heizicht, wo ich meine Dulcinea klopfenden Herzens wiederfand und von der Tante wegen des Besuches des schwarzen Peters zur Rechenschaft gezogen wurde. Da ich auf ihre Fragen vorbereitet war, kostete es mich nur geringe Mühe, dieselben zu beantworten, und ohne ihr die ganze Wahrheit zu sagen, hatte ich sie bald vollständig beruhigt und ihre Unzufriedenheit beseitigt. Wir speis'ten an diesem Tage sehr früh und sehr eilig zu Mittag, weil die Tante beabsichtigte, mit uns zu einem Pachtthofe zu fahren, den sie vor einiger Zeit in der Umgegend von Alt-Waarden gekauft; dort sollten Spaziergänge gemacht und der Kaffee genommen werden. Gegen halb zwölf fuhren wir fort, durch die Haide nach Laaren, weiter über Blaricum nach dem Tafelberg, von wo ein Seitenweg uns bald an unser Ziel brachte. Hier hielten wir vor einer Scheune still, welche als Stallung diente, stiegen aus und wanderten zum Haupthause; ich war nicht wenig überrascht, als ich in der Frau, die uns an der Thür bewillkommte, die alte Martha, und ihre Wohnung als dieselbe erkannte, in welcher Herr Vos mich empfangen hatte; daß ich erst jetzt diese Entdeckung machte, kam wohl daher, weil wir von einer andern Seite herübergefahren waren. Es war mir nun auch klar, weshalb die alte Frau mich an jenem verhängnißvollen Abend so prüfend angesehen, und weshalb sie mir so bekannt vorgekommen, da sie vormals als Tagelöhnerin im Garten der Tante zu arbeiten pflegte.

Jetzt empfing sie nun ihre Guts herrin mit

den gewöhnlichen Redensarten und Bücklingen; als sie mich erkannte, gerieth sie in sichtliche Verlegenheit und suchte meinen Blicken auszuweichen. „Ich habe die Kaffeefachen oben zurechtgestellt“, sagte sie dann:

„Gut“, erwiderte die Tante, „aber das Wetter ist so schön, was meinen die jungen Damen, sollten wir uns nicht lieber draußen niederlassen?“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und die betreffenden Anweisungen wurden ertheilt.

„Ist Ihr Sohn nicht hier?“ fragte die Tante, als sie sah, daß Martha mühsam einen Tisch und Bänke heraustrug.

Die alte Frau seufzte. „Ach“, sagte sie, „mein Sohn ist mein Kreuz; seit acht Tagen habe ich ihn nicht gesehn; wo er steckt Gott weiß es.“

Ich kann nicht leugnen, daß diese wirkliche oder scheinbare Unruhe der Mutter mir angenehm war, denn ich betrachtete die Gegenwart des Andres auf dem Hofe nicht allein als sehr gefährlich für die Umgegend, sondern auch als nachtheilig für die Tante, und beschloß, sie über den Charakter dieses Burschen so bald als möglich aufzuklären. Inzwischen folgte ich der Alten in's Haus, unter dem Vorwande, ihr im Herbeischaffen der nöthigen Dinge behülflich zu sein; sobald wir in der Küche waren, fragte ich, sie ernst ansehend:

„Ist es wirklich wahr, daß Ihr Sohn verschwunden?“

„So wahr ich lebe, Herr Hund, um Gottes willen, machen Sie uns nicht unglücklich!“

„Es ist jedenfalls rathsam für ihn“, fuhr ich fort, „sich nicht wieder hier sehn zu lassen, denn das Gericht weiß ganz genau, daß er zur Bande des schwarzen Peter gehört, und wenn er gefangen wird, ist der Strick ihm gewiß.“

„Ach, bester Herr, Sie glauben nicht was ich

von dem Schlingel zu leiden habe“, sagte Sie. „Niemals hat er taugen wollen, aber es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, ich habe ihm Ermahnungen genug gegeben.“ Dann fügte Sie bei: „Sie haben doch nichts gesagt bei der Frau Lante von dem Mann, den Sie neulich hier gesehn und daß Sie die Nacht oben geschlafen?“

„Kein Wort“, entgegnete ich, „aber woher kennen Sie eigentlich diese Leute?“

„Wie ich sie kenne?“ fragte sie. „Habe ich den Junker nicht an meiner eignen Brust genährt? Und als der Capitain Reefzeit in Graveland wohnte, war es da nicht in meinem Häuschen, daß er immer mit dem schönen Gretchen Reefzeit zusammentraf? Aber Du lieber Himmel, ich muß das Theewasser forttragen,“ und zugleich wandte sie sich um und ging hinaus. Eben war ich im Begriff ihr zu folgen, als mein Blick zufällig in den Garten fiel und dort zwei Augen begegnete, die spähend auf mich gerichtet waren.

Ich habe schon früher gesagt, daß die Hintertür, durch welche ich zum ersten Mal dieses Haus betreten, von der Küche direkt in den Garten führte, neben dieser Hintertür war ein offenes Fenster und dranssen vor demselben im Gartenweg, lauerte ein in Lumpen gekleideter Mann und starrte zu mir herein. Sobald er gesehn, daß ich ihn bemerkt hatte, begann er in flehendem Ton:

„Ach mein liebes Herrchen, so wahr Gott lebt, Se seien reich, schenken Se mer etwas, ich hab' noch nichts gehabt heute, so wahr Se gesund bleiben sollen.“

„Ihr hier? Simon?“ rief ich den Mann erkennend, „was sucht Ihr hier und was macht der Handel?“

„Handel? ach wenn ich wär noch so glücklich, und köante thun ein Bißchen handeln; wie heißt

Handel, wenn man hat eine Frau und sieben Kinder!“

„Pfui“, sagte ich, „ist denn das Geld schon aufgebraucht, das Herr Blaek Euch gegeben hat, um den Wegen anständiger Mädchen nachzuspüren?“

„Anständige Mädchen? Na, nu,“ sagte Simon kopfschüttelnd.

„Ja gewiß anständig! Und wenn ich meinem Vater solche Streiche von Euch erzähle, so würde er Euch schon die Spitzbubereien austreiben!“

„Gott der Gerechte, werden Sie doch nicht böse! Kann ich denn dafür? Ein Geschäft ist ein Geschäft! Wenn mir sagt der Herr Blaek: „Simon geh und sieh, wo die Jungfer bleibt, Du sollst haben einen Gulden“ na sehn Sie, was muß Simon da thun? Das ist nichts Böses, wenn der Herr Blaek weiß, wo wohnen thut die Jungfer und das ist viel Gutes, wenn Simon kriegt ein Gulden. Und da fragen Sie, ob der verzehrt ist bei die Zeit? Owai geschrien, ich hab' nicht verdient ein Deit, nicht ein Pfennig, kann man leben davon acht Tage mit ein Haushalt?“

„Ihr wollt mir wohl auch ansbinden, daß Heinz Euch heute die Reise nicht bezahlt?“

„Na, seht mir doch den Herren Huyk! Na, da Sie denn seien der Sohn von den gestrengen Wohlledeln: es ist mir ein larger Lohn, den ich von Heinz empfangen, ich kann wahrhaftig nicht davon bestehen. Und ich hab' gesagt kein Wort, daß Sie haben gefessen mit der Jungfer in dem Naardener Schiff.“

„Denkt Ihr“, sagte ich ärgerlich, „ich kümmerete mich darum, was Ihr von mir für Geschichten erzählt? Aber was wollt Ihr nun hier? Was habt Ihr hier herum zu spioniren? Ihr seid nicht auf öffentlichem Gebiet und wenn die Frau von Bempden hört, daß Ihr Euch auf ihrem

Hofe umhertreibt, läßt sie Euch durch ihren Rutscher fortjagen.“

„Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, Se wissen ja selbst, wen ich komme zu suchen hier, es ist ja der Papa, der es hat befohlen, und der Simon kein Dieb, der was mitnehmen wird.“

„Ich glaube, Ihr gebt Euch vergebliche Mühe“, sagte ich, wohl wissend wem er nachspürte, „aber nehmt Euch in Acht, und packt Euch von hier, denn wenn Ihr Euch noch einmal sehn laßt, sollt Ihr nicht gut empfangen werden.“

Mit diesen Worten kehrte ich ihm den Rücken und trat zu den Damen, die bereits unter dem Schatten der Eichen am Theetische saßen.

„Nun“, sagte Saunchen, sobald sie mich sah, „wo hast Du nun wieder gesteckt? Ich dachte, Du wärst gegangen, um der alten Martha zu helfen, und da kommst Du nun mit leeren Händen zurück? Wir sind wirklich zu beneiden um einen Cavalier, der uns allein sitzen läßt, noch dazu wo es überall von Dieben und Landstreichern wimmelt? Aber an Dir würden wir freilich nicht viel Hilfe haben, seit Du solche Bekanntschaften unter der Sorte von Herren hast.“

„Laß uns davon lieber nicht mehr sprechen, Saunchen“, sagte die Tante, welche über solche Sachen nicht gern scherzte.

„Sie sehen, welch' hartes Loos ich zu tragen bestimmt bin“, sagte ich zu Henriette, „und wie ich von meiner Schwester behandelt werde. Wenn Sie, die so gut sind, einen Bruder hätten, Sie würden ihn gewiß nicht derartig quälen.“

„Wie wissen Sie, daß ich gut bin“, erwiderte sie lachend; „fragen Sie doch meinen Vetter Ludwig, der wird Ihnen sagen, daß er auch nicht leer ausgeht.“

„Jawohl“, sagte Susanna, „aber davon hast Du wenig Freude, denn Ludwig wird ärgerlich, selbst grob wenn man ihn neckt, während man

doch meinem Bruder zugestehen muß, daß er niemals die gute Laune verliert;“ und dabei klopfte Sie mir auf die Schulter.

„Das ist das Beste, was Du seit langer Zeit gesagt hast“, rief ich, „dafür muß ich Dich umarmen.“

„Um Gotteswillen nicht; fort, fort! Gebrauch Deinen Mund, nicht Deine langen Arme“, rief Sannchen zurück.

„Aber es ist ja gerade der Mund, den ich gebrauchen will“, sagte ich, sie auf die Stirne küßend.

„Pfui pfui“, rief Sannchen, indem sie sich die Stirne rieb, daß ein rother Flecken sichtbar wurde. „Weßhalb kommst Du Deiner armen mißhandelten Freundin nicht zu Hülfe, Henriette, ich weiß nicht, wie Du nur so ruhig da sitzen kannst.“

„Und ich werde mich schönsten hüten zu interveniren“, erwiderte Henriette.

„Was gibt es denn schon wieder, Kinder“, fragte die Tante, welche inzwischen mit der alten Martha geredet hatte, „wenn das so fort geht, bekommen wir keinen Caffee.“

„Ach, Ferdinand ist wie immer am Necken“, rief Sannchen.

„Was sich liebt, das neckt sich“, sagte die Tante, worauf ich nicht versäumte, mich in der Beziehung besonders Henrietten zur Disposition zu stellen. Ebenso versuchte ich während des auf den Vorschlag der Tante nach dem Caffee unternommenen Spazierganges nach besten Kräften, mir die Gunst meiner Schönen zu erwerben, bis diese schließlich behauptete, sie wolle nichts mehr mit mir zu thun haben, Susannens Arm nahm und vorauseilte. Ich blieb also bei der Tante zurück und brachte alsbald das Gespräch auf die alte Martha, indem ich mich erkundigte, ob sie nicht früher Tagelöhnerin auf Heizicht gewesen wäre.

„Ja“, erwiderte die Tante, „bis zum Tode ihres Mannes; sie wohnte dann im Dorf, bis ich diesen Hof kaufte und sie darauf setzte.“

„Hat sie denn nicht vorher beim Capitain Keefzeil gedient?“ Ich wußte es freilich besser, wollte aber das Gespräch auf die Familie bringen.

„Das glaube ich nicht“, erwiderte die Tante, „doch ist es nicht unmöglich; als ich mich mit Deinem Onkel verheirathete, war sie schon auf Heizicht, aber warum fragst Du danach?“

„Nun, das weiß ich selbst nicht; es lag mir so Etwas im Kopfe von der Familie Keefzeil:“

„Die Mutter von Henriette Blaef war eine Keefzeil, meinst Du das?“

„Wirklich?“ sagte ich. „Nein, das wußte ich nicht; aber war nicht noch eine Schwester da?“

„Ja gewiß; Gretchen Keefzeil; sie waren beide hübsch. Gretchen und Henriette, die Eine blond, die Andere braun; Henriette, die Blonde, heirathete den Herrn Heinrich Blaef, und der gute Mann hatte nicht lange Freude davon, denn sie starb gleich nach der Geburt ihres Töchterchens. Gretchen dagegen nahm ein viel schlimmeres Ende, sie ging aus und davon mit dem Baron Van Linz, das war damals eine famose Geschichte.“

„Konnten sie denn nicht heirathen?“ fragte ich, mich mehr und mehr für die Unterhaltung interessirend.

„Sie hatte, glaube ich, wenig oder nichts,“ sagte die Tante, „und Van Linz auch nicht mehr als seine Marinelieutenants-Gage. Außerdem war er katholisch, aber das half Alles nichts, er wußte sie zu überreden und verschwand mit ihr aus dem Lande. Die Familie würde nun wohl nachgegeben haben, aber er war Deserteur, das war das schlimmste von Allem. Eine Zeitlang hat er sich sehr behelfen müssen, bald hier, bald dort, und dann ist er in spanische Dienste ge-“

treten, doch das weißt Du ja, und ist ein großer Herr geworden. Jetzt ist er, glaube ich, todt oder verschwunden, man hat allerlei sonderbare Geschichten von ihm erzählt. Wer weiß, vielleicht ist er ein Türke geworden und jetzt Pascha mit einem halben Duzend Köpfschweifen, denn die Religion genirte ihn nicht viel, wenn er nur weiter kam. Ich hatte neulich Noth genug als Van Baalen in Henrietten und ihres Dufels Gegenwart davon anfang, sie braucht von den Thorheiten ihrer Tante nichts zu wissen. Der Ring war übrigens ein angenehmer Mensch, ich erinnere mich seiner noch sehr genau, habe oftmals mit ihm getanzt; er war damals der Held des Tages.“

„Sein verkehrter Streich verdient in sofern Entschuldigung“, bemerkt ich, „als er doch nur durch die Liebe, nicht durch Geldgier und Durst nach Schätzen dazu getrieben wurde.“

„Nein, Schätze waren bei den Keefzeils nicht zu suchen“, fuhr die Tante fort, „nun, Heinrich Blaef hat sich deshalb auch mit seiner Familie überworfen; er war gleichfalls schlecht bei Kasse und ist in Cadix oder Lissabon oder sonst wo ganz arm gestorben. Du weißt doch, daß Henriette allein von der Güte ihres Dufels abhängt und sie hat allen Grund, ihm dankbar zu sein; denn wenn sie seine eigne Tochter wäre, könnte er sie nicht liebevoller und gütiger behandeln. Das Ende wird denn auch wohl sein, daß sie seinen Wunsch erfüllt und ihren Vetter heirathet. Weßhalb schüttelst Du den Kopf?“

„Habe ich das gethan, lieb. Tante?“

„Ja, Ferdinand, Du hast den Kopf geschüttelt und weßhalb nur? Findest Du es denn unwahrscheinlich, daß sie Ludwig nimmt oder daß Ludwig sie nimmt?“

„Nun was soll ich dazu sagen, mir kommt nicht vor, als wenn sie sich viel aus einander

machten, und ich weiß wohl Jemanden, dem ich das schöne Mädchen lieber gönnte."

"Wer ist denn dieser Held oder vielmehr dieser Berwegne?" fragte die Tante, mich scharf ansehend; "doch hoffentlich nicht etwa Du selbst?"

"Und wenn ich es nun wäre, würdest Du Etwas dagegen haben?"

"Ferdinand, Ferdinand, Du jagst mir ja einen fürchterlichen Schrecken ein," sagte die Tante. "Sie ist gewiß ein allerliebstes Kind, aber würden Dein Vater und Deine Mutter nicht denken, ich hätte Euch absichtlich hier zusammengebracht? Und Dein Vater wäre sicher nicht sehr damit einverstanden, denn sie hat nichts. Nein, Ferdinand, das würde ich mir nun vorläufig noch aus dem Sinn schlagen."

Bei dieser nicht sehr tröstlichen Wendung unseres Gesprächs wurde dasselbe durch Susanna unterbrochen, welche uns von einer Höhe, die sie mit ihrer Freundin erstiegen hatte, zurief:

"Kommt doch herauf, liebe Tante und Ferdinand, man hat hier solch' reizende Aussicht."

Wir beschleunigten unsern Schritt und standen bald neben den jungen Damen, um mit ihnen das liebliche Bild zu bewundern, das sich rings unter uns zeigte. Nach der einen Seite breitete sich wie ein geblümter Teppich die wellenförmige Ebene aus, deren Eintönigkeit durch einzelne Parthien Eichenholz unterbrochen wurde; in dem dunklen Laube zeigten sich schon die ersten Spuren der Herbstfärbung. Nach Südwesten sah man die Thürme von Naarden, weiter hinaus die von Weesp und Muiden, während Amsterdam nur eben durch den grauen Nebel sich zeigte. Ostwärts lag das freundliche Huizen und das hübschgebaute Blaricum, und nach Norden senkte der Hügel auf dem wir standen, sich allmählich bis zu einer Stelle, wo die Südersee seinen Fuß umspülte. Die verschiedensten Fahrzeuge aller

Größen und Arten kreuzten in der Ferne auf der ruhigen Wasserfläche; näher dem Ufer hielten sich die Fischerboote und man unterschied deutlich, wie die darin befindlichen Männer ihre Netze in die See warfen. Endlich, nicht weit vom Lande lag eine reich vergoldete, frisch gemalte Yacht vor Anker, deren schlanker Mast und zierliches Tafelwerk sich scharf abzeichneten auf dem grünen Wasser und gegen die hellere Luft dahinter.

„Ich glaube wirklich, das ist Ludwigs Yacht“, sagte Henriette, nachdem sie eine Zeitlang aufmerksam hingesehn.

„Ist er ein Liebhaber vom Segeln?“ fragte ich.

„O, er hat alle Liebhabereien der Art“, erwiderte sie, aber dem Segeln gibt er doch vor den Uebrigen den Vorzug. Oft bleibt er mehrere Tage nacheinander auf der See.

„Das scheint ein gut gebautes Fahrzeug zu sein“, sagte ich, „es geht gewiß rasch durch's Wasser.“

„Nach dem was Ludwig sagt, muß es der erste Schnellsegler sein“, gab sie zur Antwort.

„Wie, sind Sie selbst denn niemals darauf gewesen? Oder macht es Ihnen kein Vergnügen?“

„Er hat mich noch nicht aufgefordert mitzugehen!“

„Das glaube ich gern“, sagte Susanna, „die Herren haben viel zu viel Vergnügen unter einander, als daß sie die Damen dazu rufen sollten.“

„Es scheint, daß er selbst an Bord ist“, sagte ich, „da kommt eben Einer auf Deck.“

„Ja, das ist er, ich erkenne ihn ganz deutlich“, rief Henriette, „und er hat noch zwei andere Herren bei sich; sie richten ihre Ferngläser auf uns!“

„Das ist jedenfalls nicht das Dünmiste, was sie thun können“, fügte ich bei.

„Was haben sie denn jetzt vor?“ fragte die

Tante, da sie reges Leben am Bord des Fahrzeuges gewahrte.

„Sie setzen die Schaluppe aus“, sagte ich, „ich glaube wahrhaftig, sie wollen uns hier überraschen.“ Und in der That wir sahen drei Männer nach einander in die Schaluppe springen und mit kräftigen Schlägen an's Ufer rudern.

„Sollte Ludwig ausnahmsweise auf einmal galant werden und uns einladen, sein Schiff zu besichtigen?“ fragte Henriette.

„Wahrhaftig“, rief Sannchen, „Deinen Vetter erkenne ich, aber wer sind die beiden andern Herren?“

„Das weiß ich wirklich nicht“, erwiderte Henriette, „er hat manchmal solch sonderbare Bekanntschaften. Aber sieh, der letzte da ist der Herr Weirstütze, glaube ich, der Associe von einem deutschen Hause, den Andern kenne ich nicht.“

Wir waren inzwischen den Hügel herabgegangen, der Seeseite zu. Die drei Herren sprangen an's Land, legten die Schaluppe fest und schritten eilig uns entgegen.

„Ach, Ihr seid es“, rief Ludwig, als er, näher kommend, uns erkannte.

„Also gilt uns der Besuch nicht?“ fragte Henriette.

„Wir haben Damen gesehen und wollten versuchen ob sie Lust hätten, einmal an Bord zu kommen“, antwortete Ludwig.

„Du sollst sehn“, flüsterte Sannchen, „da sie uns nicht erkannten, wollten sie uns einladen, und nun sie wissen wer wir sind, können wir fortbleiben.“

„Aber das schadet ja nicht“, sagte einer von Ludwigs Kameraden in breitem Accent, während er die jungen Damen abwechselnd in sehr dreister Weise ansah; „wenn Du sie kennst, Louis, desto besser, dann brauchst Du nicht erst Bekanntschaft zu machen.“

„Still“, sagte Ludwig, ihn anstoßend. „Frau Van Bempden, ich stelle Ihnen hier den Herren Weinstübe vor und den Herrn Reynhove. Meine Herren, Frau Van Bempden, Fräulein Huyck, meine Cousine Fräulein Blaek.“

„Frau van Bempden“ wiederholte Weinstübe, indem er einen sehr unterwürfigen Ton annahm und eine Menge Verbeugungen machte; „ich bin sehr glücklich, die Ehre zu haben. Was macht Ihre werthe Familie?“

„Ich hoff“, sagte Reynhove, indem er gleichfalls aber in geschickter Weise sein Compliment machte, „daß die Damen unsere Toilette entschuldigen werden. Wir waren auf dieses charmante Rencontre nicht vorbereitet, ich bin wirklich ganz desperat, so negligéant auszusehn.“ Gleichzeitig öffnete er die obersten Knöpfe seines hübsch gemachten Schiffs Kittels, um das feine Hemd zu präsentiren, das mit den auserlesensten Stickereien verziert war, während er die andere Hand an den Gürtel legte, als wollte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf den kostbaren Ring ziehen, der an seinem Finger funkelte und auf die mit Edelsteinen reich besetzte Schnalle, welche den Gürtel befestigte.

„Nun, die Damen werden nicht böse sein“, sagte Weinstübe, „es ist ja wahrhaftig nicht unsere Schuld. Herr Blaek rief: „Da sind junge Damen, wir wollen gehn und ihnen unser Compliment machen“, aber wir dachten nicht, daß wir in so anständige Gesellschaft kämen.“

„Wie geht es Ihrem Vater, Herr Blaek?“ fragte die Lante.

„Der jammert und klagt wie gewöhnlich, der alte Hypochonder“, gab Ludwig zur Antwort. „Haben die Damen vielleicht Lust, meine Nacht zu besehn?“ fügte er bei in einem Ton welcher deutlich ausdrückte, wie wenig es ihm um die Einladung zu thun sei.

„Ich fürchte, daß wir uns zu lange aufhalten“, sagte die Tante, „wir müssen bald zum Hofe, und dann nach Haus zurück.“

„Aber, gnädigste Frau, es wäre doch die größte Grausamkeit, wenn Sie uns nicht erlauben, von einer solch' angenehmen Societät zu profitiren“, sagte Reynhove.

„Es ist schönes Wetter“, fügte Weinstübe bei, „und Blaef kann Sie ja immer wieder ausschiffen, wenn Sie wollen.“

„Nun, was meinen die jungen Damen dazu? Ich bin neutral“, sagte die Tante.

Ich hoffte, daß sie sich bedanken würden, aber sie schienen große Lust zu haben die Nacht zu sehn (was ich mindestens lächerlich fand) und nachdem sie sich eine Zeitlang angesehen und gewissermaßen mit den Augen berathschlagt hatten, gaben sie beide ihre Zustimmung zu dem Vorschlag.

„Auf dann, je eher desto besser“, sagte Ludwig, indem er der Frau Van Bempden den Arm gab; und ehe ich noch im Staube war, seinem Beispiel zu folgen, hatte sich der widerwärtige deutsche Muff an Henriette gemacht, Reynhove führte meine Schwester, während ich folgte, die Nacht und ihre ganze Bemannung zum Ruf wünschend.

Wir stiegen in die Schaluppe, die kaum groß genug war uns alle zu fassen, und wurden durch Ludwig und Reynhove rasch bis zu dem Fahrzeug gerudert. Ehe wir dasselbe aber betreten, müssen meine Leser mir erlauben, daß ich sie kurz mit den beiden Persönlichkeiten, bekannt mache, welchen ich heute zum ersten Mal begegnete.

Caspar Weinstübe war einer der vielen Glücksritter, die Berlin alljährlich nach Amsterdam übersendet; als fünfzehnjähriger Bengel hatte er unsere Stadt zuerst betreten, mit dem beinaß leeren Bentel, aber mit dem festen Vorsatz ihn zu füllen, und er hatte sein Ziel erreicht, wenn auch

durch Mittel, die damals selten, jetzt leider immer häufiger werden. Fünf Jahre hindurch mußte er an einem kleinen Comptoir arbeiten, sich plagen und Hunger leiden, dann war ihm ein kleiner Antheil am Geschäft, und später als Lohn seiner unverdroßnen Arbeit, die Procura verliehen worden. Dieser hatte er sich bedient, nun auf eigne Hand Geschäfte zu machen, der Börselschwindel war ihm dabei zu Statten gekommen; das Haus an dem er theilhaftig, hatte zweimal fallirt, er selbst aber war durch den jedesmaligen Bankerott reicher geworden und sah sich jetzt im Besitz eines ansehnlichen Vermögens und an der Spitze eines gewinnbringenden Unternehmens. Das genügte ihm aber nicht, er wollte nun auch in der vornehmen Gesellschaft eine Rolle spielen, und das war in Amsterdam, wo die Grenzlinie zwischen den verschiedenen Kreisen schärfer gezogen ist, als vielleicht in irgend einer Stadt der Welt, keine leichte Sache. Er sah sich überall zurückgetrieben, wie oft er auch versuchte, in den exclusiven Kreis der Patritierfamilien einzudringen, aber er gab die Hoffnung deshalb nicht auf. Das Sprichwort sagt, daß die Aragonier keines Hammers bedürfen, um einen Nagel in die Wand zu schlagen, sondern ihren harten Kopf dazu gebrauchen, und Caspar Weinstübe stand den Aragoniern nicht nach. Er wußte sich an junge Leute von guter Familie anzuschließen, die, wie Ludwig Blaef, wenig darauf sahen, mit wem sie umgingen, wenn der Betreffende nur ihre Liebhabereien und Leidenschaften theilte; vermittelst solcher Freunde hoffte unser Berliner dann auch mit hochstehenden Familien in Berührung zu kommen. Dabei scheute er keine Mittel um seinen Zweck zu erreichen und verschwendete sein Geld gerade so flott, als wenn er es von seinem Vater geerbt hätte. Leider fehlte aber alle und jede Bildung und er stand mit den feinen Formen der Gesellschaft fortwährend auf

gespanntem Fuß, auch war er, wie die meisten Parvenüs eben so grob und unverschämt gegen diejenigen, welche er für geringer hielt, als er sich den Vornehmen gegenüber kriechend und niedrig zeigte.

Was den Herrn Reynhove betrifft, so hatte er trotz der mit französischen Brocken gespickten Sprache doch die Manieren eines vornehmen Mannes, war außerdem von angenehmem Aeußern, sein ja wählerisch gekleidet und so bei dem schönen Geschlecht wohl gelitten. Uebrigens hatte er weder Geschäft noch Beruf, wenn es auch verschiedentlich nur von ihm abgehungen, ob er dieses oder jenes öffentliche Amt bekleiden wollte, da sein Vater eine der höchsten Stellungen der Republik einnahm. Er machte auf dem Pferdemarkt die Bekanntschaft Ludwigs, und wollte nun, auf dessen Einladung, einige Tage bei ihm zubringen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel,

welches beweist, daß man nicht nach Ostindien zu fahren braucht, um Schiffbruch zu leiden.

Sobald wir die Nacht betreten hatten, ließ Ludwig den Anker lichten und alle Segel beisehen, um ein leichtes Lüftchen dienstbar zu machen, das von Süden herüberwehte und uns langsam längs der Küste hintrieb. Ganz wie ein Schiffer gekleidet, die kurze Pfeife im Munde, saß er am Steuerruder Posto, kümmernte sich fast gar nicht um unsere Anwesenheit und überließ es seinen beiden Freunden, die Honneurs auf seinem Fahrzeuge zu machen. Reynhove holte denn auch sogleich mit zuvorkommender Höflichkeit die Stühle aus der Kajüte und setzte sie auf Deck, damit die Damen Platz nehmen könnten, während Claas, der Schiffsknecht, einen Tisch her-